

Erscheint täglich außer Sonntagen.
Fünfte Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis
beide Ausgaben 85 Pf. pro Woche, 3,50 M. pro Monat.
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 3

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigenpreis: Die einspaltige Nonpareilzeile
60 Pf., Reklamzeile 5 M. Ermäßigungen nach Tarif.
Postkassentaxen: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,
Berlin Nr. 37 536. Fernsprecher: Dönhofs 292 bis 297

300 Todesopfer in Madrid!

Das „Teatro Novedades“ während der Vorstellung niedergebrannt.

Eine Theaterkatastrophe von geradezu ungeheuerlichen Ausmaßen, wie sie in den letzten Jahrzehnten die Menschheit nicht mehr erlebt hat, hat sich in Madrid, der Hauptstadt Spaniens, ereignet. In dem ältesten und größten Popsentheater Madrids, dem Teatro Novedades, einem zum größten Teil aus Holz bestehenden Gebäude, brach am Sonntag abend, kurz vor Schluß der Nachmittagsvorstellung, durch Kurzschluß Feuer aus, das sich mit ungeheurer Geschwindigkeit über das ganze Gebäude ausbreitete. Das Haus war von etwa 3000 Personen besucht. Während sich die Besucher des Parterres und des ersten Ranges, sofern sie nicht niedergetreten wurden, retten konnten, wurden die Besucher der oberen Ränge ein Opfer des rasenden Elements. Man spricht von 300 Toten. In den Rettungstationen befinden sich zurzeit 200 Verletzte, von denen 80 Personen schwer verwundet sind. Das Theater brannte vollkommen nieder. Unter den Toten, die unter den Trümmern liegen, befinden sich zahlreiche Kinder, während andererseits viele Kinder, deren Eltern in dem Theater waren, jammernd und schreiend bei der Brandstätte herumirren. In der Bevölkerung Madrids herrscht eine ungeheure Erregung und Empörung, die nur mit Mühe durch Polizei und Militär niedergehalten werden kann.

Wie das Feuer wütete.

Der Brand, der in seinen Ausmaßen an die furchtbaren Katastrophen von Chicago und Paris erinnert, ereignete sich während der Vorstellung. Das Theater, das 3000 Zuschauer faßt, war bis auf den letzten Platz besetzt, da gegenwärtig ein Schlager gespielt wird. Es umfaßt 6 Stockwerke. Kurz vor 9 Uhr entstand auf der Bühne ein Brand, der zunächst nur geringen Umfang hatte. Um das Publikum zu beruhigen, spielte das Orchester einen Marsch. Plötzlich aber gewann das Feuer an Ausdehnung und ergriff den ganzen Theaterbau, der den Flammen reiche Nahrung bot, da das Gebäude ganz aus Holz gebaut ist. Es entstand eine furchtbare Panik, da alles den wenigen Ausgängen zustrebte. Dabei wurden Hunderte von Zuschauern zu Boden getreten. Viele der Theaterbesucher erlitten, bevor sie überhaupt ins Freie gelangen konnten. Spät abends wurde mitgeteilt, daß die Zahl der Toten auf 300 geschätzt werde. Unter denjenigen, die ins Freie gelangen konnten, zählt man 232 Verletzte, davon 80 Schwerverletzte. Drei der Verletzten sind mittlerweile gestorben. Primo de Rivera und die übrigen Minister begaben sich sofort an die Unglücksstätte. Alle Automobile in weiter Umgebung wurden zum Abtransport der Verwundeten und Toten herangezogen. Nicht nur das Theater, sondern auch der angrenzende Häuserblock wurde durch das Feuer vollständig zerstört. Die Häuser bestanden ebenso wie das Theater vollständig aus Holz. Das Theater liegt in einem dichtbevölkerten Viertel von Madrid, in der Nähe der Zentralhallen.

Der Ausbruch der Katastrophe.

Es war zehn Minuten vor 9 Uhr abends, am Ende der letzten Pause, als auf der Bühne ein Feuer ausbrach. Das Theater war überfüllt. Im Augenblick, als der Vorhang hochging, griff der Brand, der auf der Bühne entstanden war, auf den Zuschauerraum über. Die Besucher im Parterre und in den ersten Ranglogen waren in der Lage, den Zuschauerraum zu verlassen, bevor die Flammen diesen ergriffen. Das Feuer verbreitete sich jedoch mit großer Geschwindigkeit, da die Bauwerkstoffe sehr alt und aus Holz waren. Eine furchtbare Panik brach sofort unter den Besuchern aus, während das Orchester vergeblich versuchte, durch Weiterspielen die Menge zu beruhigen. Ein wildes Rennen nach den Ausgängen setzte ein. Dabei wurden viele Menschen zu Boden geworfen und totgetreten. Die sofort alarmierte Feuerwehr war vollkommen ohnmächtig, da das alte Bauwerk wie Zunder wegbrannte. Da die oberen Ränge dicht besetzt waren und gerade hier keinerlei Hilfe möglich war, rechnet man damit, daß die meisten Besucher der billigen Plätze

(Fortsetzung auf der 2. Seite.)

Crimmitschause großer Tag.



Die große Kundgebung zur Erinnerung an den heldenhaften Kampf der Textilarbeiter Crimmitschause vor 25 Jahren. — Ausführlicher Bericht und weitere Bilder 8. Seite.

Stahlhelm überfällt Reichsbanner!

Eine „nationale“ Heldentat in Falkensee.

In Falkensee bei Spandau haben am Sonnabend Stahlhelmler einen Überfall auf Reichsbannerkameraden unternommen, bei dem 6 Stahlhelmer und 5 Reichsbannerleute verletzt wurden. Ein Reichsbannermann wurde durch Messerstiche am Kopf so schwer verletzt, daß er nach dem Spandauer Krankenhaus gebracht werden mußte. Wie so oft in den letzten Wochen, versuchten die Stahlhelmer einzelne Reichsbannerleute hinterrücks zu überfallen, um bei Eintreffen von Verstärkung oder Polizei feige zu verschwinden. Diese Überfallstaktik ist in Falkensee nicht gelungen. Die bedrängten Reichsbannerkameraden konnten noch rechtzeitig Verstärkung heranziehen und die Angreifer abwehren.

Ueber die mutigen Vorfälle erhalten wir folgende Einzelberichtigungen:

Die Ortsgruppe Falkensee-Dallgow des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold feierte am Sonnabend ihr Stiftungsfest. Die Veranstaltung, zu der auch Reichsbannerkameraden aus Berlin erschienen waren, verlief überaus würdevoll. Die Festrede hielt der Kamerad Adolf Ueber. Musikvortrüge und Tanz folgten. Als gegen 12 1/2 Uhr nachts der Referent mit drei Berliner Kameraden und deren Angehörigen sich zum Bahnhof begeben wollten, um den letzten Zug zu erreichen, standen vor dem Festlokal „Reichsadler“ zwei Männer, von denen der eine einen lauten Pfiff abgab.

Wenige Augenblicke später fielen drei Schüsse. Der Schütze tanzte sofort weg, es war ein 20- bis 23jähriger Mensch in grauem Pullover, ohne Kopfbedeckung.

In der Nähe des Bahnüberganges stand ein anderer Mann, der dem Flüchtenden zurief: Rechts rüber ins Dunkle! Dieser Mann kannte dann gleichfalls davon. Ihm folgten mehrere andere Männer,

die den Schützen anscheinend bedeckt hatten. Reichsbannerleute nahmen die Verfolgung auf und holten den Vorsitzenden des Falkenseer Stahlhelms, den Tierarzt Dr. Hesse, ein. Die übrigen Stahlhelmer hatten sich in das Bahnhofrestaurant geflüchtet und dort das elektrische Licht ausgeschaltet. Reichsbannerleute stürmten das Lokal, dessen Einrichtung und Fenster bei der sich entwickelnden Schlägerei im Dunkeln in Trümmer gingen. Hierbei erlitten die Stahlhelmer Verletzungen, auch von den Reichsbannerleuten wurden fünf verwundet. Als das Überfallkommando eintraf, hatten sich die Gegner bereits getrennt.

Die polizeilichen Ermittlungen gestalteten sich darum sehr schwierig, weil das Überfallkommando erst nach Beendigung der Schlägerei eintraf. Als Tatzeugen wurden von der Falkenseer Polizeiverwaltung die verletzten Stahlhelmer und Reichsbannerkameraden vernommen. Die bisherigen Feststellungen bestätigten die Angaben der Reichsbannerkameraden. Der Stahlhelm hatte am Sonnabendabend eine Vorstandssitzung. Nach Schluß der Sitzung gingen die Stahlhelmführer, die durch ihr provokatorisches Verhalten in Falkensee hinreichend bekannt sind, an dem Lokal vorbei, in dem das Reichsbanner seine Veranstaltung abhielt. Vor dem Eingang des Restaurants standen einige Reichsbannerkameraden, über die die Stahlhelmler zuerst mit Schimpfworten herfielen. Bei der sich darauf entspannenden Rempelerei fielen die Stahlhelmer mit Messern über die Reichsbannerleute her. Ein Reichsbannerkamerad erhielt mehrere Messerstiche in den Kopf. Er brach bewußtlos zusammen. Andere Kameraden, die zur Hilfe herbeieilten, erhielten ebenfalls Messerstiche.

Als es endlich gelang, die Reichsbannerleute im Saal von dem Überfall zu verständigen, flüchteten die Stahlhelmer. Ein Teil verschwand in den dunklen Straßen, ein anderer schlug die Tür der Bahnmeisterei ein und verbarrlichtete sich dort. Die Reichsbannerleute verfolgten die Angreifer. In der Bahnmeisterei griffen die Stahlhelmer zu den Möbelstücken und schlugen damit weiter auf die Reichsbannerleute ein. Die Lampen wurden durch Wurfgeschosse zerstört.

Bei der Schlägerei zeigte es sich wieder, daß die Stahlhelmer mit Tatgeschloßern und Messern bewaffnet ihre Überfälle ausführen,

Selbstmord Dr. Brückners Eine Mutter erschießt ihren Sohn.

Berichte 2. Seite.

Bei der Schlägerel wurden auch drei Schüsse abgegeben, die glücklicherweise niemanden trafen. Der Schütze konnte von der Polizei bisher nicht ermittelt werden. Von den Reichsbannerleuten wird angenommen, daß der Stahlhelmführer Tierarzt Hesse selbst geschossen hat.

Erklärung des Reichsbanner-Gauevorstandes.

Der Gauevorstand des Reichsbanners teilt uns zu dem Ueberfall von Stahlhelmlenten nach folgendes mit:

Nach den bisherigen Feststellungen ereignete sich der Zusammenstoß wie folgt: Der Festredner des Abends verließ um 1/2 11 Uhr nachts mit seiner Frau und Tochter das Festlokal des Reichsbanners, um sich zum Bahnhof zu begeben. Er bemerkte vor dem Vorgarten des Lokals und an dem Bahnübergang einzelne Leute, die offensichtlich nicht zum Reichsbanner gehörten und die sich untereinander durch Jurufe verständigten. Dem Referenten folgten auf seinem Wege zum Bahnhof noch weitere fünf Reichsbannerkameraden, die wie er den letzten Zug nach Berlin benutzen wollten.

Als diese Reichsbannerkameraden die Bahnhofsschranke passierten, fielen aus dem Dunkel eine Anzahl Schüsse.

Während die Kameraden sich um den Verwundeten bemühten, ließ einer ins Festlokal zurück, um dort von dem Vorfall Mitteilung zu machen. Die Stahlhelmer — ungefähr 10 Mann — waren in der Zwischenzeit in das Bahnhofskafé gelaufen und hatten sich dort verbarrikadiert. Der Stahlhelmführer Dr. Hesse, den unsere Kameraden für den Schützen hielten, wurde vor dem Bahnhof gestellt. Die Reichsbannerkameraden versuchten, ihn festzuhalten, er wehrte sich, so daß mit Gewalt gegen ihn vorgegangen werden mußte. Der ganze Vorgang dauerte nur wenige Minuten. Aus dieser tatsächlichen Darstellung ergibt sich, daß der ganze Angriff vom Stahlhelm vorbereitet war. Dieser hatte Posten aufgestellt, um einzelne nach Hause gehende Reichsbannerkameraden zu überfallen und zu verprügeln.

Es ergibt sich weiter daraus, daß nicht vom Reichsbanner geschossen worden ist, wie die Hugenberg-Presse in ihrem Montagsorgan behauptet, sondern daß von einem Stahlhelmer mehrere Schüsse abgegeben worden sind, durch die ein Reichsbannerkamerad schwer und zwei leicht verletzt wurden. Wenn die Rechtspresse weiter schreibt, daß mehr als hundert Reichsbannerleute sich auf zehn wehrlose Stahlhelmer gestürzt hätten, so ist das eine vollkommen falsche Darstellung der Tatsache. Am ganzen Zusammenstoß waren vom Reichsbanner außer den auf dem Wege zum Bahnhof überfallenen Kameraden nur noch 4 bis 5 Kameraden beteiligt. Die in der Presse zuerst veröffentlichte Zahl von etwa 30 Verwundeten entspricht nicht den Tatsachen. Vom Reichsbanner wurden sechs Mann verletzt.

Die Katastrophe in Madrid.

(Fortsetzung von der 1. Seite.)

teils erstickt, teils verbrannt sind. Man nimmt an, daß 300 Personen, wenn nicht noch mehr, hilflos umgekommen sind. Alle in der Nachbarschaft befindlichen Autos wurden sofort zur Fortschaffung der Verletzten nach dem Hospital requiriert. Die gesamte Polizei und ein in der Nähe untergebrachtes Infanterie-Regiment wurden zu Rettungsarbeiten aufgerufen. Der Ministerpräsident Primo de Rivera, die Behördenvertreter und Minister haben sich an die Unglücksstelle begeben. Sämtliche sanitären Hilfsstellen von Madrid sind mit Verletzten überfüllt.

Das Theater Novedades war das größte Madrids. Es war ein sechsstöckiger Bau, in dem sich zur Zeit der Katastrophe 3000 Personen befanden. Das Theater ist von den Flammen vollständig zerstört worden.

Die Stätte des Grauens.

Madrid, 24. September.

Der Brand im Theater Novedades und dem angrenzenden Häuserblock ist vollständig gelöscht. Das Gebäude, in dem das Theater untergebracht war, sowie die Häuser der angrenzenden Gebäude sind zerstört. Es sind Planierte herangezogen worden, die große elektrische Scheinwerfer am Schauplatz der Katastrophe aufstellten, da die Gas- und die elektrische Beleuchtung infolge des Brandes abgeschnitten sind. Die Untersuchungsbehörden haben bereits ihre Arbeiten aufgenommen. Sie konnten bis zu der Treppe vordringen, die nach dem ersten Rang hinaufführt. Auf einem der Treppenaufgänge fand der Untersuchungsrichter etwa 25 Leichen, die hoch aufeinander gestürzt waren. Augenzeugen berichten, daß, als der Theaterbrand bereits ein einziger riesiger Brandherd war, noch etwa 30 Personen, in Flammen gehüllt, sich zwischen den Stufen den Weg zum Ausgang zu erkämpfen suchten.

Da in dem größten Teil der Theaterträumlichkeiten keinerlei Beleuchtungsmöglichkeit mehr vorhanden ist, mußten die Untersuchungsbehörden bei Tagelicht arbeiten. Es ist deshalb auch noch nicht möglich, bestimmte Angaben über die Zahl der Toten zu machen, die sich unter Umständen noch auf den zu den Rängen hinaufführenden Treppen und in den Foyers befinden können.

Kommunistische Niederlage.

Bei den Nahrungsmittel- und Getränkearbeitern.

Gestern fand in Berlin die Wahl der Ortsverwaltung der jüngsten Großorganisation statt, des Verbandes der Nahrungsmittel- und Getränkearbeiter. Die Wahl wurde mittels Urabstimmung vorgenommen in der Zeit von 9 Uhr vormittags bis 3 Uhr nachmittags.

Die Funktionäre der vier Sektionen des neuen Verbandes hatten eine Einheitsliste vorgeschlagen, auf der sowohl Sozialdemokraten wie auch Kommunisten standen, jedoch die Sozialdemokraten die entscheidende Mehrheit hatten. Nur bei den Fleischhauern war die vorgeschlagene Sektionsleitung bzw. die Mitglieder der Ortsverwaltung in der Mehrheit Kommunisten. Diese wollten aber alles haben und gaben die Parole heraus, die Sozialdemokraten überall zu streichen und an deren Stelle Kommunisten zu wählen. Darauf beschloßen unsere Genossen bei den Fleischhauern, es ebenso zu machen und die Kommunisten zu streichen.

Das vorläufige Resultat — die Auszählung bei den Fleischhauern ist noch nicht beendet — lautet: Abgegebene Stimmen 5465 oder 34 Proz. der Stimmberechtigten. Es wurden abgegeben in Sektion I (Brauerei und Mühlenarbeiter) unveränderte Stimmgewalt 1633, veränderte, also kommunistische, 876, ungültige 113. In Sektion II (Bäcker usw.) 1037 bzw. 464 und 33. In Sektion III (Fleischer) 314 bzw. 611 und 42. In Sektion IV (Böttcher) 216 bzw. 109 und 17.

Der Selbstmord Dr. Brückners.

Die Leiche gefunden.

Schwerin, 24. September.

Wie von amtlicher Seite gemeldet wird, wurde die Leiche des seit Dienstag, den 18. September, abends 9 Uhr verschwundenen früheren mecklenburgischen Justizministers, Ministerialdirektors Dr. Brückner, von Passanten in dem zum Schweriner Schloßgarten gehörenden Faulen See aufgefunden.

Die gerichtliche Untersuchung der Leiche hat ergeben, daß Dr. Brückner Selbstmord verübt hat. Brückner ist wahrscheinlich schon am Dienstag abend, gleich nach der Vernehmung durch den Oberstaatsanwalt, ins Wasser gegangen und hat sich in einiger Entfernung vom Ufer einen tödlichen Schuß in die rechte Schläfe beibringt. Die Leiche ist zur Vererdigung freigegeben.

Ein hoher Justizbeamter macht mit seiner 23jährigen Nichte, die er auf ihr dringendes Bitten hin mitgenommen hat, eine Reise in die Schweiz. Sie verheiratet ihren Onkel sehr, und unterwegs kommt es zwischen den beiden zu einem intimen Verkehr. Nach der Rückkehr schreibt sie dem Ministerialdirektor glühende Liebesbriefe; als sie aber merkt, daß eine Ehe unmöglich ist — Dr. Brückner war glücklich verheiratet und wollte von einer Scheidung nichts wissen — nimmt das junge Mädchen Gift und stirbt unter furchtbaren Qualen. Ihr Bruder studiert in Kofstod und ist Mitglied einer radikal-völkischen Vereinigung. Er hat den Onkel nie ausziehen können, schon weil er dieser verhassten Republik dient und es in ihr sogar einmal bis zum Minister gebracht hat. Er wendet sich an seinen Bestimmungsfreund, den Rechtsanwalt Dr. Uhlhorn, einen früheren aktiven Offizier, und beide fahren nach Schwerin. Der Student schlägt dem Ministerialdirektor auf der Straße mit einer Hundepelle ins Gesicht, noch am selben Abend verläßt der Ministerialdirektor sein Heim, um nicht wiederzukehren und sich eine Kugel in den Kopf zu jagen.

Gewiß ist es an sich ein schöner Zug, auf die Wahrung der Familienehre bedacht zu sein. Wenn aber diese Wahrung

mit Parteipolitik aufs übersteigteste verquillt ist, riecht die Sache äußerst übel. Wäre der Ministerialdirektor, der politisch der Deutschen Volkspartei nahestand, ein Rechtsradikaler gewesen, vielleicht hätte der junge Student nicht mit solchem Eifer auf die Wahrung der Familienehre gesehen. Ganz bestimmt aber hätte er nicht, wie es geschah, den Schmutz im eigenen Hause vor der weitesten Öffentlichkeit in der unanständigsten Weise ausgebreitet. Sein völkischer Rechtsbestand übergab gleich nach dem Schlag mit der Hundepelle die intimsten Einzelheiten der Presse, Einzelheiten, die jeder Mensch, der auf saubere Hände sieht, mit dem Beleidiger unter vier Augen ausgemacht hätte. Es ist völkische Kampfmethodik, Familientragödien zu politischer Hege auszurufen.

Unmüßig denkt man in diesem Fall an eine andere völkische Selbstent, die freilich keinen tragiischen Ausgang nahm. In einem großen Kölner Lokal, dessen Inhaber Juden sind, gab ein junger völkischer Burleske an, in der Nachtzeit eine Maus gefunden zu haben. Vielleicht hatte er sie selber hineingeworfen. Mit dem wertvollen Stück ging er zur Geschäftsleitung und ließ sich 100 M. geben. Am nächsten Tage kam er wieder und erhöhte seine Forderung auf 1000 M. Darauf wurde er an die Luft gesetzt. Sofort bemächtigte sich die Völkischen der Angelegenheit und stellten sich vor den gemeinen Erpreßer.

Völkische Bestimmung bleibt sich eben immer gleich, ob es sich nun um eine Familientragödie oder um eine tote Maus im Essen handelt.

Ministerialdirektor Brückner war von 1904 bis 1906 Senatssekretär in Lübeck und später Amtsratsherr. Dann wurde er Bürgermeister in Schleswig. In diesem Posten verbrachte er mehrere Jahre und trat erst dann in den Dienst des Freistaates Mecklenburg-Schwerin ein. Eine Zeitslang war er Justizminister in einem Beamtenkabinett. Er stand am Ausgang der fünfziger Jahre.

Fememordprozeß Legner.

Auf dem Patrouillengang „umgelegt“.

Von dem Schwurgericht des Landgerichts III unter Vorsitz von Landgerichtsdirektor Dr. Friedmann begann heute der Fememordprozeß gegen den früheren Oberleutnant Nicolaus Reim wegen Ermordung des Feldwebels Legner in Döberitz, der dem dortigen Arbeitskommando angehört. Die Anklage wird von Staatsanwaltschaftsrat Dr. Lesser vertreten, die Rechtsanwälte Dr. Sad und Prof. Dr. Grimm aus Essen fungieren als Verteidiger.

Nach der Verurteilung der Geschworenen, unter denen sich auch eine Frau befindet, erfolgte der Aufruf der Zeugen, zumeist ehemalige Mitglieder des Arbeitskommandos Döberitz. Von der Verteidigung waren außerdem noch Oberleutnant v. Hammerstein vom Wehrkreiskommando III, Generalmajor a. D. Gudowius und Generalmajor a. D. Teschner, die früheren Kommandanten von Küstrin, als Sachverständige und Zeugen geladen. Der Vorsitzende wies darauf hin, daß es sich um einen politischen Prozeß handle. Das Verfahren gegen den mitangeklagten Anstifter zu der Tat, Hauptmann a. D. Gutknecht, der sich in Südwestafrika als Farmer aufhält und bisher nicht ausgeliefert wurde, ist abgetrennt worden. Vor Eintritt in die eigentliche Verhandlung stellte Dr. Sad den Antrag, daß sich das Gericht für unzuständig erklären und das Verfahren als unzulässig eingestellt werde. Er behauptete, daß die Auslieferung des Angeklagten Reim aus Italien unter falschen rechtlichen Voraussetzungen erfolgt sei. Die Auslieferung sei unter der Voraussetzung erfolgt, daß es sich um kein politisches Verbrechen handle. Staatsanwaltschaftsrat Dr. Lesser betonte demgegenüber, daß das Auslieferungsrecht die Staaten untereinander betreffe. Der Vorsitzende verkündete nach kurzer Beratung des Gerichts, daß der Antrag der Verteidigung abgelehnt sei und daß sich das Schwurgericht für zuständig erkläre. Es sei nicht Aufgabe des Schwurgerichts, nachzuprüfen, ob die Voraussetzungen des Auslieferungsrechts vorhanden seien oder nicht.

Der Angeklagte Reim schilderte nun sein Vorleben und die Umstände der ihm zur Last gelegten Tat. Auf Befragen des Vorsitzenden, was ihn überhaupt veranlaßt habe, in die Schwarze Reichswehr einzutreten, meinte Reim, daß er dem Vaterlande dienen wollte. Er sei von einem Oberleutnant auf die Schwarze Reichswehr hingewiesen worden. Vorl.: Würden Ihnen Mitteilungen über den eigentlichen Zweck der Schwarzen Reichswehr

gemacht, und welche? — Angekl.: Nur, daß sie zum Schutze der polnischen Grenze existiere. — Vorl.: Wer führte Ihnen denn bei der Schwarzen Reichswehr die neuen Mannschaften zu, etwa Leutnant Bann? — Angekl.: Das kann sein. — Vorl.: Und Legner? Kannten Sie ihn schon vorher? — Angekl.: Nein, ich bin überhaupt nicht viel mit ihm zusammengekommen.

Vorl.: Am Sonnabend, dem 30. April, haben Sie und Legner die Patrouille zusammen gemacht. Ist es richtig, daß eigentlich ein anderer ausersehen war, die Patrouille mit Ihnen zu gehen, und daß Legner erst nachträglich eingeschoben wurde? — Angekl.: Ja, Genauer ist mir nicht mehr bekannt. Kurz bevor wir gingen, blieb es, Büsching würde noch zu uns stoßen. — Vorl.: Was war Ihnen von Legner bekannt? — Angekl.: Mir war bekannt, daß Legner als Spitzel der Intenz bezeichnet wurde und

er „umgelegt“ werden mußte.

Vorl.: Ihnen ist dann noch gesagt worden, Sie hätten sich um nichts zu kümmern, was auch geschehen möge? — Angekl.: Ja, wohl. — Vorl.: Wollten Sie uns nun nicht den betreffenden nennen? — Angekl.: Ich möchte nicht mehr Kameraden hincinziehen, als nötig ist. — Vorl.: Wie war Ihre Auffassung über die Patrouille mit Legner? — Angekl.: Das Gefühl läßt sich gar nicht beschreiben. Ich begriff zwar, daß er ein Spitzel war, aber ich habe immer noch nachgedacht, was man anderes mit ihm machen könne.

Auf weiteres Befragen des Vorsitzenden bestätigte der Angeklagte dann, daß ihm der Gedanke von der bevorstehenden Verurteilung Legners furchtbar gewesen sei, daß er aber den dienstlichen Befehl, die Patrouille zu gehen, habe ausführen müssen.

Ueber den Patrouillengang gab er dann folgende Darstellung: Im Lauf der Patrouille stieß Feldwebel Büsching zu uns. Ich ging zwei Schritte vor oder zur Seite, und Legner und Büsching unterhielten sich. In der Nähe des am Vormittag ausgeworfenen Schützengrabens ging ich ein paar Schritte vor,

da hörte ich einen Schuß fallen.

Ich drehte mich um und sah beide am Boden liegen. Ich kann nicht mehr mit Bestimmtheit sagen, ob ich mitangefast habe oder nicht, die Leiche Legners in den Schützengrabens zu legen, Büsching hatte zwei Spaten, und wir schüttelten den Schützengrabens zu. — Vorl.: Sie haben doch vor dem Untersuchungsrichter gesagt, einen heftigen Wortstreit zwischen Büsching und Legner gehört und ein Handgemenge gesehen haben. — Angekl.: Wenn ich das gesagt habe, wird es wohl stimmen, ich war aber, als die Toten gesehen war, furchtbar aufgeregt, so daß ich mich nicht mehr an alle Einzelheiten entsinnen kann.

Eine Mutter erschießt ihren Sohn.

Eine Tragödie besonderer Art hat sich heute morgen in Karlshorst abgepielt.

Der Besitzer des Hauses Prinz-Eitel-Friedrich-Straße 9, das von zwei Familien bewohnt wird, ist geistig nicht ganz auf der Höhe. Der 23 Jahre alte Sohn Gustav Reichler ist schon seit längerer Zeit ausgesprochen geisteskrank. Die 48 Jahre alte Frau Nimmo, geb. Krusenberg, und die einzige Tochter sind gesund. Der Sohn ist bereits in einer Anstalt gewesen. In der letzten Zeit bekam er wiederholt Selbstmordgedanken und zerstörte dann Geschirr, Bettzeug und Kleidungsstücke. Er sollte wieder in eine Anstalt gebracht werden. Sein Vater scheint ihm von dieser Absicht etwas gesagt zu haben und die Folge war, daß die Anfälle sich nun noch öfter einstellen und heftiger wurden.

Heute morgen, kurz nach 7 Uhr, erschien Frau Reichler auf dem 29. Revier in Karlshorst und gab an, daß sie ihren Sohn erschossen habe. Man nahm sie in Gewahrsam, und mehrere Beamte begaben sich nach dem Hause, um die Anzeige nachzuprüfen. Auf Klopfen und Klingeln wurde ihnen zunächst nicht geöffnet. Dann erschien die Tochter, die in dem abgelegenen Zimmer den Schuß nicht gehört hatte und noch gar nicht wußte, was vorgefallen war. Auch der Vater hatte nichts gehört. Die Beamten fanden die Anzeige der Frau bestätigt. Gustav Reichler lag tot in seinem Bette, das neben dem der Mutter stand. Ein Schädelschuß hatte ihn getötet.

Nachdem der tödliche Schuß gefallen war, warf Frau Reichler die Pistole weg, ließete sich an und ging zur Polizei.

Tragödie im Hotel.

In einem Hotel in der Brückenstraße war in der vergangenen Nacht ein längeres Paar abgestiegen, das im Laufe des heutigen Vormittags nichts von sich hören ließ. Die Tür zu dem Zimmer war von innen verschlossen. Man benachrichtigte die Polizei, die sich gewaltsam Einlass verschaffte. Die Beamten fanden das Paar, den 18jährigen Kraftfahrer Kurt Schulz aus der Förster Straße und die 24jährige Ingeborg Hinz, erschossen auf.

Nach dem Befund hat Schulz das Mädchen im Schlaf getötet und dann die Waffe selbst gerichtet.

7. Kreis, Charlottenburg. Heute, Montag, abends 7 1/2 Uhr, Frontationsfeier mit Bürgerdeputierten im Rathaus, Zimmer 1.

95. Mitteilung. Die Bezirksführer laden ein zur Vererdigung des Genossen Paul Bittum, Steinwegstr. 22, die am Dienstag, den 25. September, nachmittags 2 1/2 Uhr, auf dem Städtischen Friedhof Mariendorfer Weg stattfindet.

Konflikt in Mitteldeutschland.

Arbeitszeit und Manteltarif angenommen, Löhne abgelehnt.

Halle, 24. September. (Eigenbericht.)

Am Sonntag fand in Halle eine von über 300 Delegierten aller am Tarifvertrag für den Braunkohlenbergbau beteiligten Gewerkschaften beschlossene Konferenz statt, um Stellung zu nehmen zu dem vom Schlichter gefällten Schiedsspruch.

Den Bericht über die Schlichtungsverhandlungen erstattete das Vorstandsmittglied des Bergarbeiterverbandes Schmidt-Bodum. Der Referent führte aus, daß es das Bestreben der Gewerkschaften war, das unerträgliche Mehrarbeitsabkommen möglichst zu beseitigen. Die Unternehmer haben jedoch den Bestrebungen der Gewerkschaften den heftigsten Widerstand entgegengesetzt und erklärt, daß die Arbeitszeit unter keinen Umständen herabgesetzt werden könne.

Der Schiedsspruch erfülle zwar nicht die Wünsche der Gewerkschaften und der Belegschaften, er bringe jedoch eine wesentliche Verkürzung der Arbeitszeit, was nicht übersehen werden dürfe. Er empfahl, den Arbeitszeitschiedsspruch trotz weitergehender Wünsche der Arbeiter im Namen aller Tarifgewerkschaften zur Annahme. Gleichfalls zur Annahme empfahl er den Schiedsspruch über den Manteltarifvertrag unter der besonderen Betonung, daß alle Verschlechterungsanträge der Unternehmer abgewehrt und einige Verbesserungsanträge der Arbeitervertreter zur Annahme gelangt seien. Den Lohnschiebspruch riet er abzulehnen, weil dieser alle Wünsche der Arbeiter völlig unberücksichtigt gelassen habe.

In der nachfolgenden Aussprache erklärte sich die Mehrzahl der Redner für die Annahme des Arbeitszeits- und Manteltarifschiedsspruches und für die Ablehnung des Lohnschiebspruches. Alle Redner wandten sich gegen die geradezu unverständliche Stellungnahme der Unternehmer, die ohne jede Rücksicht alle berechtigten Forderungen der Arbeiter abgelehnt hat. Nach einer langen und sehr ausgiebigen Aussprache wurde mit Vierfünftelmehrheit eine Entschließung angenommen, die den Vorschlägen des Referenten entspricht. Eine von der kommunistischen Opposition, die nur aus ein paar Mann bestand, eingebrachte Entschließung verfiel damit der Ablehnung.

Die Amisenhebung des Regierungsrats.

Stinnes, Steiger und Bela Groß.

Die Verbindungen des wegen seiner Beylehungen zur Stinnes-Affäre vom Dienst entbundenen Regierungsrates Steiger mit Bela Groß haben etwa am 17. Dezember 1926 begonnen. Bela Groß ist über 15mal im Ministerium für die besetzten Gebiete gewesen, teilweise in Begleitung des Amsterdamer Bankiers Van den Steepamp, der für den holländischen Bankier Horn bei der Société des Mines d'Or in Paris 30 Millionen Mark Kriegsanteile-Alibeiß angemeldet hatte.

Bela Groß und Steepamp haben Steiger unter Berufung auf seine besonders engen Beziehungen zum Reichsfinanzministerium, sie in Kriegsanteile-Aufwertungen zu beraten. Es handelte sich darum, daß Kriegsanteile-Alibeiß im Ausland als Alibeiß auch in Deutschland anerkannt werden würde.

Steiger erklärte sich für nicht zuständig und verwies Bela Groß und Steepamp an den Justiziar des Berliner Bankhauses Berckowitj, Rechtsanwalt Jacob, der sich zur Bearbeitung der Angelegenheit auch bereit erklärte. Jacob ist dann mehrfach nach Paris gefahren, teils mit seinen Auftraggebern, und hat für seine Bemühungen 50 000 Mark Honorar erhalten, das ihm aber nicht mittelbar, sondern durch Ministerialrat Steiger überwiesen wurde.

Ein Auslieferungsgesetz.

Die Sicherung des Asylrechts in Deutschland.

Dem Reichstag ist soeben vom Reichsjustizministerium der Entwurf eines Deutschen Auslieferungsgesetzes zugegangen, dem der Reichsrat bereits mit der für Verfassungsänderungen erforderlichen Mehrheit zugestimmt hat. Dieses Gesetz, das vom Reichstage mißachtet verlangt worden ist, bestimmt, daß unter der Voraussetzung der Gegenseitigkeit ausländische Staatsangehörige dann ausgeliefert werden können, wenn sie nach deutschem Recht ein Verbrechen oder Vergehen begangen haben. Nicht ausgeliefert werden soll, wenn die Tat nach deutschem Recht nur nach dem Militärstrafgesetze strafbar ist oder nur mit einer Vermögensstrafe geahndet wird, die nicht in eine Freiheitsstrafe umgewandelt werden kann. Der Frage der Auslieferung hat politisches Delikt ist der § 3 gewidmet. Er bestimmt, daß allgemein bei politischen Vergehen nicht ausgeliefert werden soll, daß aber auch bei politischen Vergehen die Auslieferung zulässig ist, wenn die Tat unter Berücksichtigung aller Umstände besonders verwerflich erscheint.

In der Begründung der Vorlage wird gesagt, sie nähere sich mit dieser Stellungnahme Auffassungen, wie sie im schwedischen, schweizerischen und finnischen Auslieferungsgesetz zutage träten. Bei der Beratung des Gesetzentwurfs im Reichstag wird dafür gesorgt werden müssen, daß die Fassung „besonders verwerflich“ nicht zu einer Rauschurbestimmung wird, die reaktionären Zwecken nutzbar gemacht werden könnte.

Wenn das früher geschehen wäre!

Ein staatsfeindlicher Lehrer aus dem Dienst entlassen.

Der Lehrer Bruno Prznobil in Jamm, Kreis Rosenburg in Oberschlesien, hatte am Verfassungstag 1926 in Rosenburg in einem Gasthause schwarzrotaufwendige Fahnen abgerissen und vernichtet und dabei gerufen: „Fort mit Schwarzrotgold, für mich gilt nur Schwarzweißrot!“ Nach einer anderen Redingung soll er gesagt haben: „Schwarzrotgold ist Sch...“ Die Republikanische Beschwerdestelle Berlin verurteilte diese Angelegenheit seit dem 27. September 1926.

In der ersten Verhandlung vor dem erweiterten Schöffengericht in Kreuzburg O.-S. wurde der Lehrer freigesprochen, danach aber von der Großen Strafkammer in Oppeln an Stelle einer Gefängnisstrafe von drei Tagen zu einer Geldstrafe von dreißig Mark verurteilt. Sehr ist auch die Entscheidung in dem Ditzinger Appellationsverfahren erregend. Es wurde auf Dienstentlassung unter Zustimmung einer Untersuchung in Höhe von 75 Proz. des gesetzlichen Ruhegehalts für die Dauer von fünf Jahren erkannt. Herr Prznobil mag dem Himmel danken, daß er in einer Republik und nicht mehr unter Wilhelm lebt. Wenn ein Lehrer unter der Herrschaft der Monarchie die schwarzweißrote Fahne in ähnlicher Weise beschimpft hätte, dann wäre er nicht erst nach zwei Jahren, sondern sofort aus dem Staatsdienst gelassen, und man hätte ihm auch nicht nach fünf Jahre lang 75 Proz. des Ruhegehalts gezahlt.

Das Echo aus der Meerestiefe.

90. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte.

Kiel, 22. September.

Von den vielen in den einzelnen Fachgruppen gehaltenen Vorträgen, die meist streng wissenschaftlichen Charakter trugen und zum Verständnis oft weitgehender Vorbildung bedürfen, heben wir des allgemeinen Interesses wegen nur wenige hervor.

Prof. Bier, Berlin, sprach über „Grundrissliches zur Heilkunde“ und hob scharf hervor, daß die Medizin, wie jede Wissenschaft, ein systematisch geordnetes Wissen sein muß und ihren Zweck, Kranke zu heilen, und Gesunde vor Krankheit zu bewahren, nur erreichen kann, wenn sie sich von der Einseitigkeit, die in den zu verschiedenen Zeiten herrschenden Lehmeinungen vorhanden ist, freihält und an deren Stelle ein harmonisches System aufbaut. Denn die verschiedenen Lehmeinungen sind tatsächlich ebenso wenig Gegensätze, wie sie alleingültige Wahrheiten sind, sie sind vielmehr Teilwahrheiten, die miteinander verschmolzen werden müssen.

Von besonderem Interesse waren die Verhandlungen über die „Ernährung im Krankenhaus“. Prof. v. Soos, Buda-

vorgenommen, als das früher möglich war. Das deutsche Forschungsschiff „Meteor“ hat auf seiner großen Reise im Atlantischen Ozean etwa gegen 7000 Lotungen vorgenommen, so daß die Tiefe des Meeres heute systematisch gemessen werden kann, während früher nur Stichproben gewonnen wurden. Nun ist es interessant, daß dem Erfinder Behm, als er zuerst mit der Idee seiner Erfindung hervortrat, aus wissenschaftlichen Kreisen daselbst „Unmöglich“ entgegengehalten, wie so oft bei neuen wissenschaftlichen Entdeckungen. Ich erinnere nur an die ersten Eisenbahnen, an die Kabeltelegraphie, an Rankens Plan einer Durchquerung Grönlands auf Schneeschuhen und seinen späteren Plan eines Treibens mit einem gegen Eispressungen besonders gebauten Schiff durch das Polarmeer. Auch Behm wandte man aus wissenschaftlichen Kreisen ein, daß am Meeresboden wegen seiner Durchdringung mit Wasser eine ein Echo herauflassende Zurückwerfung gar nicht stattfinden könnte. Behm ließ sich aber nicht beirren, seine ansfangs mit großen Schwierigkeiten verknüpften Versuche auszuführen, und hatte Erfolg damit. Die erste Anregung zu seinen Versuchen gab ihm das bekannte Unglück der „Titanic“, die durch Zusammenstoß mit einem Eisberg unterging. Damals tauchte in der öffentlichen Erörterung der Gedanken auf, im Notfall von Schiffen aus durch Schallsignale, die von Eisbergen zurückgeworfen werden würden, die Lage der Eisberge zu erkennen und ihnen auf diese Weise die Möglichkeit zu geben, der Gefahr auszuweichen. Durch diese Erörterungen kam Behm auf den Gedanken, auch die Tiefe des Meeresbodens durch ein Echo zu ergründen. Seine Versuche hatten, wie wir heute wissen, vollen Erfolg. Aber keineswegs bildet das Echo in seiner heutigen Form bereits etwas Abgeschlossenes, die Entwicklung dieser Erfindung ist vielmehr in vollem Fluß. Sie ist auch im Begriff, ein neues Anwendungsgebiet zu erobern, namentlich die Anwendung in Luftschiffen und Flugzeugen. Echo-Lotungen in der Luft sind zum erstenmal von Behm auf den Probeflügen des R. Z. III. ausgeführt worden. Der weitere Ausbau der Erfindung kann dem Flieger noch eine bessere Ausrüstung über die Beschaffenheit des Erdbodens geben als dem Seemann. Der Flieger kann aus der Lotung erkennen, ob sich das Flugzeug über ebenem Boden oder über einer Driftschicht befindet, da außer dem Bodenecho noch die Echos der einzelnen Häuserdächer erkennbar und messbar sind. Die Anwendungsmöglichkeiten dieser wichtigen Erfindung können heute noch gar nicht übersehen werden.



Prof. Albrecht Penck der große Geograph, wird morgen 70 Jahre alt.

peß, teilte mit, daß in der dorfigen Univeritätsklinik seit einem Jahr die Ernährung von der Verwaltung losgelöst und als selbständiger Betrieb unter der Leitung eines Arztes steht. Dadurch ist eine weitgehende Individualisierung in der Ernährung der Kranken erreicht worden. Die festen Menüformen sind völlig abgeschafft. Trotdem sind die wirtschaftlichen Ergebnisse in der Weise gewahrt, daß für jede Speiseportion eine Inbegriff festgesetzt wurde und die Beköstigung der Kranken pro Tag und Kopf auf 200 Inbegriff gestellt ist. Innerhalb dieser Betragsgrenzen können beliebige Speisen in beliebiger Form verabreicht werden, was von den Kranken dankbar empfunden wird.

Im Zusammenhang hiermit sei noch erwähnt, daß auf den mit der Naturforscherversammlung verbundenen Ausstellungen Entwürfe und Modelle einer Reihe projektiierter Krankenhausbauten aufzählen, so der Neubau eines Sänglingsheimes nach den Ideen von Prof. Brauer und der Neubau eines Infektionspavillons nach den Vorschlägen der Hamburger Gesundheitsbehörde, bei denen an die Stelle starrer Pavillons ein einziger mit beweglicher Ausnutzung treten soll. Es entwickelt sich hier ein neuer Krankentypus, der im Bau und Betrieb wirtschaftlicher und trotdem hygienischer ist als der Vorkriegsbau.

Von den in Kiel gehaltenen Vorträgen erregte besonderes Interesse der des Physikers Alexander Behm, Kiel, des Erfinders des Echolots, über die „Entdeckung des Echolots“. Es ist ja bekannt, daß das Echolot darauf beruht, daß ein Schall, in die Meerestiefe entsandt, am Meeresboden zurückgeworfen wird und daß aus der Zeit, welche von der Absendung bis zur Wiederkehr des Schalles des Echos vergeht, die Tiefe des Meeres leicht, schnell und sicher berechnet werden kann. Auf diese Weise werden Lotungen, selbst Tiefseelotungen, heute viel schneller und daher viel zahlreicher

vorher sprach Dr. Kieferle über den Jodgehalt der Milch, der nicht nach Milligramm, sondern nach wenigen Tausendstel eines Milligramms im Liter zählt und sich trotz dieser geringen Menge doch als notwendig für den Lebensvorgang erweist. Es ist erst in allerjüngster Zeit bekannt geworden, daß auch Jod zu den wichtigen Bioelementen gehört, deren Vorhandensein in faun merkbaren Spuren den Lebensvorgang fördert und deren Fehlen schwere Störungen verursacht. Im Agrilkulturchemischen Institut Weihenstephan in Bayern, ebenso wie im preussischen Milchforschungsinstitut in Kiel, das nach den Vorträgen besichtigt wurde, werden diese Untersuchungen auf das Sorgsamste ausgeführt. Der Jodgehalt der Milch erweist sich weitgehend abhängig von dem Jodgehalt der Futterpflanzen, der seinerseits wieder von dem des Bodens und der Luft beeinflusst wird. Die Soeluft ist stärker jodhaltig als besonders jodhaltige und jodreiche Milch. Die Erforschung der Wirkung auf den menschlichen Organismus befindet sich noch im vollen Fluß.

Wirft man einen Blick auf die Logung als Ganzes, so war sie ein Zeichen für das ernste Arbeiten, das in der deutschen Wissenschaft stattfindet, und nach etwas anderem war erfreulich. Es ist ja bekannt, daß die deutschen Hochschullehrer in ihrer überwiegenden Mehrheit politisch reaktionär eingestellt sind; als die Naturforscher und Ärzte nach dem Kriege sich zum ersten Male wieder versammelten, im Jahre 1920 in Bad Nauheim, hielten sie es für selbstverständlich, in den offiziellen Ansprachen dankbar des ehemaligen Kaisers und der früheren Fürsten zu gedenken. Diesmal war von solcher Sehnsucht nach dem verstorbenen Alten nichts zu spüren; so weit politische Überhaupt gestreift wurde, kam die Sehnsucht nach einem einigen Reich zum Ausdruck, nach endlicher Überwindung der arbeitsamen Kleinstaaterei, die uns wirtschaftlich und damit auch kulturell und wissenschaftlich hinter die anderen Völker zurückbringt muß. Die deutschen Hochschullehrer scheinen allmählich begriffen zu haben, daß es gilt, nicht rückwärts, sondern vorwärts zu schauen. Bt.

Jazz auf vier Flügeln.

Musikvarieté in der Philharmonie.

Das „Erste Klavierquartett“ — Anschrift: Erka — hat die Attraktion seiner Darbietungen wohl ein wenig überschätzt, der große Saal ist haltbarer; immerhin halbooll. Vier Flügel auf dem Podium, das Aufsehen ist nicht gemindert. Die Weintraubensynchroptores hatten sieben auf die Bühne (des Künstlertheaters) gebracht, für eine Nummer. Aber Klavierjazz den ganzen Abend? Man hat nach der ersten Pléce heraus, daß ein charakteristisches Element der Jazzmusik fehlt und nicht ersetzt ist: das Klänge; der Klaverton, auch der veredelte, gibt es nicht wieder. Doch das andere, das rhythmische? Unser Heber, guter, alter Jazzrhythmus, der uns so viele Jahre schon als Rhythmus der Zeit treu gedient hat, gewiß, der ist da, den haben sie, mit allen seinen syntaktischen Betonungen und verschobenen Akzenten, und es ist, sollte man meinen, keineswegs ausregend. Doch die Leute lassen sich mitreißten, immer wieder; dieses unentwegte Hämmern, diese das Ohr bestürmende Musikmaschinenarbeit, von Menschenhänden geistlos ausgeführt, hat es ihnen angefallen, es ist ein Stück getarnter Militarismus, ohne Zweifel, und dafür sind die Menschenherzen in aller Welt empfänglich. Auch in der Philharmonie; das Publikum laßt und als legia Zugabe spielen die jungen Leute einen Strauß-Walzer: An der schönen blauen Donau. Und sie spielen ihn mit allen möglichen tonmentional-sentimentalen Temponuancen, ungefähr wie jede Salonkapelle, nichts Raffinesseles nun auf einmal, aber mit ein paar billigen pianistischen Verzierungen klingt es etwa wie die Nachahmung einer Klavierparaphrase à la Sauer oder Rolentbal ohne Charms und mit mittelmäßiger Technik adäquandig vergrößert. Es liegt kein zwingender Grund vor, so etwas „Jazz“ zu nennen, aber wie die Sache, beginnt der Name sich zu überleben; wir haben kein Interesse, ihn zu verteidigen. R. P.

Wegbahner im Film.

„Die Kamera.“

In diesem Theater läuft kein schlechter Film, betont stolz bewußt „Die Kamera“, und sie sitzt unentwegt nach Geilgut. So darf diesmal Richard Oswald, der Talententdecker, als wahrer Filmfingeregisseur, zwei unheimliche Geschichten erzählen. Sie entstanden 1919, als wir tief in unsern wirtschaftlichen Nöten steckten und es in unsern Kellern wirklich nicht gut aussah. In den beiden Kurzfilmen führt Richard Oswald eine klare Regie, eine jede Szene ist von Spannung getragen. Zudem hat er den festen Willen, schauspielerische Leistungen auszuwerten; er verpflichtete Conrad Veidt und Reinhold Schünzel und bot ihnen sehr günstige Gelegenheiten, ihr gutes Können zu zeigen.

Ferner wird der 1920 herausgekommene Lupa Pic-Film „Scherben“ gespielt. Es ist der erste titellose Film, der in Deutschland hergestellt wurde. Das war eine Tat, und sie ist es wert, sich auf sie zu besinnen. Werner Krauß spielt den zum Mörder werdenden Bahnwärter so, daß man ihn nie vergessen kann. Natürlich, heute wird besser beleuchtet, besser geschminkt, naelendet photographiert und anders gespielt, aber wer ist denn so absolut filmisch, wie Lupa Pic es schon vor 8 Jahren war? Man will heute die Oberflächlichkeit, das angelebte gute Ende, Lupa Pic aber will den Stoff mit Ernst durcharbeiten, er will Schlusfolgerungen. Und da ergibt sich ganz von selbst die herzliche Bitte an die Filmbeisucher: „Stellt höhere Ansprüche an den Film, damit die Kömmer an die Arbeit gerufen werden und ihr bessere Filme bekommt.“ e. b.

Beschädigung des Denkmals für Barrès.

Das Denkmal für Maurice Barrès bei Ston Baudemont, dessen Einweihung am Sonntag stattfand, ist von einem unbekanntem Täter beschädigt worden. Verzierungen des Sockels wurden heruntergeschlagen und der Name des Architekten wurde beseitigt.

Silber- und Goldbarren in Telemarken. In Telemarken sind auf der Gaultalpe reiche Silber- und Goldbarren gefunden worden, die etwa 1800 Gramm Silber und 92 Gramm Gold je Lotne enthalten sollen.

Die Lithographen im eigenen Heim.



Der Verband der Lithographen, Steindrucker und verwandten Berufe muß das Metallarbeiterhaus in der Elsässerstraße verlassen, weil der Hauptvorstand des DMV. nach Berlin kommt. Die Lithographen haben ein neues Bureauhaus, das nicht dem Mieterschutz unterliegt, Königin-Augusta-Straße 12, gekauft. Im April wird umgezogen werden, einige bauliche Veränderungen werden vorgenommen. Unser Bild zeigt links die Straßenfront, rechts das Bureauhaus

Die Wunder der Eiswelt.

Was vor hundert Jahren erzählt worden ist.

Nordpol ist Trumpf! Aber daß es dort oben wirklich so unwirtlich, so toll, freudenarm sein soll, wie uns die Arktisforscher berichten, ist wohl doch nicht so ganz richtig! Entweder sind die lieben Forscher nie über den 85. Grad nördlicher Breite hinausgekommen, oder aber, wir haben es bei ihnen mit besonders großen Egipfen zu tun, die das herrliche Paradies, das nach dem 85. Grad nördlicher Breite beginnt und bei 88 Grad 13" nördlicher Breite überirdisch schön wird, für sich allein behalten wollen. Denn keiner von ihnen brachte uns Kunde von diesen Wundern. Doch halt, ein zu Ende des 18. Jahrhunderts verschollener Forscher, nach dem mir vorliegenden Buch aus dem Jahre 1837 soll es ein französischer Schiffskapitän, Graf de La Perouse mit samt seiner Mannschaft, gewesen sein, hat durch seinen Wundarztgehilfen Brice die wahren Wunder der Arktis für die Nachwelt aufschreiben lassen. Dankbar müssen wir auch sein dem englischen Arzt Dr. Reideliff, der 1835 nördlich von Spitzbergen auf 82 Grad nördlicher Breite eine Insel entdeckte und unter Schnee und Eis Papiere und Logebuchblätter der angeblichen Perouse-Expedition gefunden haben wollte. Diese Insel soll Brice als einzig Ueberlebender auf der Heimkehr, die auf den Fittichen riesiger Mammut-Kraniche erfolgte, noch erreicht haben, um dann dort zu sterben.

Und nun, lieber Leser und zukünftiger Arktisforscher, staune.

Die Reise auf dem Kranich.

Bis zum 85. Grad nördlicher Breite sind allerdings allerlei Schwierigkeiten, wie sie uns auch die heutigen Forscher schildern, zu überwinden. Aber dann wird die Luft milder und es dauert nicht lange, bis eine Insel auftaucht, deren Schönheit zu schildern kaum möglich ist. Hier gibt es Obstbäume von einer Größe, gegen welche unsere ältesten Eichen nur elendes Gestrüpp und unsere Wälder nur Heckenbüsche sind, die lieblichste Früchte zugleich mit duftenden Blüten und hinwinkendem Laubwerke dem Anblick darbieten. „Und im Hintergrunde verlieren majestätische Flederhähne ihre Wipfel in den Wolken.“ Die Weinbeeren sind so groß, daß einige wenige genügen, den Hunger zu stillen. Bienen aber, „so groß wie Sperrlinge“, machen Dir die Rosen streitig, die bis „zur Dicke eines Laubeneis an den Wurzeln der baumartigen Rebstöcke zerstreut liegen“. Die Wälder sind ein bischen unbehaglich, denn sie erreichen Hühnergröße. Falter und Raupen haben den Umfang einer „Niesenden Taube“, während die Vögel nicht größer als Stubenfliegen sind. Sie prangen in goldenem Gefieder und sind so toll, daß sie sich einem auf die Nase setzen, wie das ja hier bei uns ganz gewöhnliche Stubenfliegen auch tun sollen. Legt man sich an den Strand zum Schlafen nieder, kann man gewiß sein, in den Armen eines schönen Weibes aufzuwachen. Allerdings darf man sich nicht daran stoßen, daß die Finger durch Schwimnhäute verbunden und anstatt Beine ein Fischschwanz vorhanden ist. Es sind die so wundervoll singenden Meeremenschen. Die auf dem Lande selbst lebenden menschenähnlichen Geschöpfe zeichnen sich gerade nicht durch Schönheit aus. Sie sind 14—16 Fuß groß, haben einen Schwanz, sind von weißer Hautfarbe, aber teilweise sehr behaart. Sie sind gutmütig, doch tut man eines ihrer Sippe etwas zu Leide, rächen sie sich fürchtbar. In der Luft fühlen sie sich sehr wohl, denn oft unternehmen sie auf riesigen Mammut-Kranichen Luftstreifen! Als Wohnung dienen diesen Geschöpfen goldene Höhlen, wie Gold auf dieser Insel überhaupt hausenweise zu finden ist!

Von Seeschlangen, Meeremenschen und schönen Mädchen.

Doch der wahre Forscher ruhet nimmer! Nachdem also diese Insel genau durchforscht, geht's wieder los. Unterwegs, so bei 87 Grad 35" nördlicher Breite macht man mal die Bekanntschaft mit einer der riesigen Seeschlangen, die bis zu einer Größe von 900 Fuß und einem Umfang von 18—20 Fuß in den nördlichen Meeren zu finden sind. Zum Glück hat dieses Ungeheuer aber nur Appetit auf einige Meeremenschen, die gerade in dieser Gegend sehr zahlreich herumschwimmen, und das Boot selbst mit seinen In-

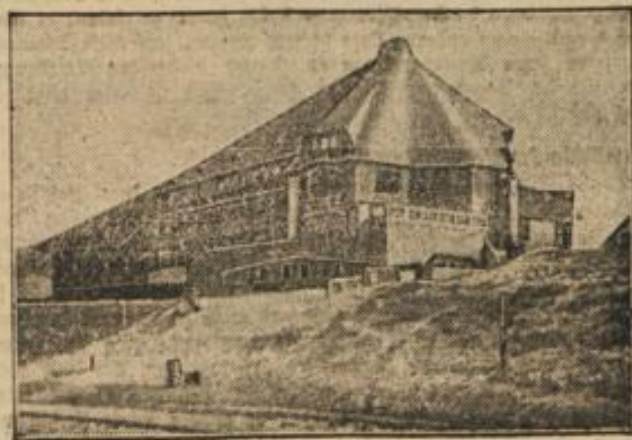
assen kommt ungeschoren davon. Aber auf dem 88. Grad 13" nördlicher Breite erblickt man eine wahre Feenwelt! Die muß natürlich besichtigt werden. Also alle Mann heraus aus dem Boot. Kaum hat man den Fuß aufs Land gesetzt, kommt einem ein Mammut in „sanft schaukelndem Galopp“ (also offenbar Zeitlupentempo) entgegen. „Auf seinem breiten Rücken sitzen fünf Männer, in schneeweiße Gewänder gehüllt, und blasen auf Flöten- und Schalmeienartigen Instrumenten. Dann folgen zwei Strauße von wunderbarer Pracht des Gefieders und von enormer Größe, einen leichten Bogen ziehend. Darin liegt die liebliche Gestalt eines jungen Weibes auf einem duftenden Lager der buntesten Blumen ausgestreckt.“ Umgeben wird diese Gruppe von herrlich singenden Mädchen, die auf Straußen reiten. Trotz der Unkenntnis der Sprache feierliche Begrüßung. Größte Gastfreundschaft zeichnet dieses Volk aus. Was man neugierig betrachtet, wird einem sofort zum Geschenk gemacht. Gold gibt es auch hier fürchtbar viel und steht in geringerem Wert, als bei uns das schlechteste Metall! Perlmuscheln liegen zu Tausenden am Strande; die Perlen selbst sind groß wie Kokonen, Diamanten, Saffir, Rubinen wie Hühnerer! Und die hübschen Mädchen sind gar nicht prüde und lieben gern. Die Königin — die Dame aus dem Straßenwagen — allerdings macht sich ein wenig rar. Aber was schließlich dem Wundarztgehilfen Brice gelang — er wurde der Kaiserforene der Königin und sollte sogar König des Polarreiches werden — wird schließlich einem anderen keden Drausgänger auch gelingen!

Das Reich der Blutsauger.

Nachdem nun das Reich der Königin Ihre richtig durchforscht und man doch nur noch so wenige Grade vom Nordpol selbst entfernt ist, macht man sich schließlich auch auf den Weg dorthin. Unter dem 89° 38'17" nördlicher Breite wird's schon anders. „Ueber-schwengliche Fruchtbarkeit des Bodens wird durch Sterilität derselben abgelöst.“ Außer der Seeschlange, deren Bekanntschaft ja schon gemacht, sieht man auch Kraken in Inselgröße. Meint man,

Phantasie in der Medizin.

Auf einer Düne bei Schönewingen, mit einem schönen Ausblick auf großartige Parkanlagen, liegt, wie die „Medizinische Welt“ Nr. 38 mitteilt, die neue Rudolf-Steiner-Klinik, die sich das Ziel gesetzt hat, „Krankheiten auf der Grundlage dessen zu behandeln, was an der freien Hochschule für Geisteswissenschaften am Goetheanum in Dornach gelehrt wird.“ Das Leitmotiv bei diesem Bau war die Befreiung des Menschen aus der Verkülvung an der Maschine. Diesem Gesichtspunkt ist in der freien und lebendigen Linienführung des Hauses weitgehend



auf einer etwas kahlen Insel zu spazieren, ist's mit einemmal so ein Antler, das mit einem in die Tiefe fährt!

Südlich erreicht man eine Felsenreihe. Bei deren Bestiegen bemerkt man eine „Gattung von Geschöpfen, deren Formation der menschlichen auf eine auffallende Weise nahekommt. Sie sind etwa 4 Fuß hoch, von schwarzer Farbe, mit einem kugelförmigen Kopf, dessen Fassade ein mit pechschwarzer Wolle überdecktes menschliches Angesicht bildet. Arme und Beine sind durch florartige, dünne Haut verbunden, mit Hilfe deren sie sich in gewaltigen Luftsprüngen über die Abgründe hinwegschwingen und durch die betäubenden Stiebdämpfe der Höhlen in das Innere ihrer Verstecke hindurchschwimmen.“ Einen Schwanz haben sie, der fast dreimal so lang wie ihr Körper ist. Sie leben nur paarweise zusammen; treffen sich zwei des gleichen Geschlechts, fallen sie mit gelendem Geschrei übereinander her und saugen dem Unterliegenden das Blut aus. Vor Flintenschüssen haben sie eine heillose Angst und sind kaum zu fangen!

Die Ragnetmauer um den Krater.

Nach unfäglichen weiteren Gefahren und Strapazen umfängt einem dann aber am sechsten Tag frischer, reiner Odem. „Unsere Augen werden von dem milden Leuchten des schönsten ätherischen Lichtgewebes getränkt.“ Man sieht die Deffnung eines riesigen Kraters, umgeben von einer Ragnetmauer. Aus diesem Krater steigen dauernd Meteorgebilde hervor, die in nebel- und blasenartigem Zustande den obersten Schichten des Dunstkreises zufließen, um in der Atmosphäre sich verdichtend, als Meteorsteine niederzufallen oder aber in den leeren Räumen des Alls zu immer wachsenden Nebelmassen verjammst zu den Uranfängen und Fundamenten ganz neuer Himmelkörper werden!“

So sieht's also in der Arktis und am Nordpol aus, wie das im Jahre 1837 in Hanau herausgegebene Buch:

„Legte Schicksale und Entdeckungen des französischen Schiffskapitäns Grafen de La Perouse und der Mannschaft der Fregatte „La Boussole“ jenseits des 85. Grades nördlicher Breite. — Nach dem, von Dr. Reideliff im Jahre 1835 auf der Brice-Insel aufgefundenen Schiffstagebücher und Manuskripte“ berichtet.

Wie mag es auf den Leser von 1837 gewirkt haben? Waren auch bis dahin die geographischen Kenntnisse in weiten Volkskreisen sehr mangelhaft, ist wohl doch nicht anzunehmen, daß der leider unbekannt Verfasser dieser blühenden Phantasien als wirkliche Entdeckungsergebnisse dem Leserkreise vorlegen wollte, sondern eben als Märchen, was sie ja auch sind.

Der Zufall gab mir das Buch in die Hand. Ich habe beim Lesen dieser Nordpol-„Entdeckung“ so viel Spaß gehabt, daß ich glaube, auch dem Leser eine kleine Kostprobe der Phantasien eines Münchhausens des Nordpols reichen zu dürfen. Erna Wissell.



Montag, 24. September.

- 16.00 Frauenfragen und Frauensorgen. Dr. Gertrud Haupt: „Frau und Kind in der Öffentlichkeit“ (II).
- 16.30 Ingenieur Joachim Boehmer: Techn. Wochenplauderei
- 17.00 Uebertragung der Tee-Musik aus dem Hotel Kaiserhof, ausgeführt von der Kapelle Géza Kamar.
- 18.00 Hanns G. Lustig liest eigene Novellen und Skizzen.
- 18.40 Hans Rhode: „Deutsche Forschungs- und Kulturarbeit in Asien“.
- 19.05 Ministerialrat Dr. Alfred Beyer: Vortragsreihe „Schulung des Denkens“. VII: Denkbüchlein.
- 19.30 Uebertragung aus dem Stadttheater (Neues Theater) Leipzig „Samson und Dalila“, Oper in 3 Akten von Ch. C. Saint Saëns. Musikalische Leitung: Generalmusikdirektor Gustav Brecher.

Königswusterhausen.

- 16.00 Stud.-Rat Völcker, Lektor Claude Grand: Französisch.
- 16.30 Johannes Nacht: Der Aphorismus in der Weltliteratur (II).
- 17.00 Uebertragung des Nachmittagskonzertes Berlin.
- 18.00 Dr. Hermann Christians: Friedrich Blunck: „Märchen von der Niederelbe“.
- 18.30 Stud.-Rat Friebl, Lektor Mann: Englisch für Anfänger.
- 18.55 K. Leibl: Braugerstenbau.
- 19.30 Uebertragung von Berlin.

Rechnung getragen; organisch verwächst die Form des Gebäudes mit den Formen der Landschaft.

Jedes Patientenzimmer ist in einer bestimmten Farbe gehalten, wird der Farbe doch dort eine hohe Heilwirkung beigegeben. In anderen Krankenhäusern, Kliniken usw. werde der Farbe — so soll Blau z. B. beruhigend, Gelb und Rot aktivierend wirken —, viel zu wenig Beachtung geschenkt. Auch daß an Stelle des eisernen oder Messingbettes, das wie ein Operationstisch aussteht, ein Holzbett getreten ist, in der Farbe des Zimmers, ist unter Umständen von nicht zu unterschätzender seelischhygienischer Bedeutung.

Leider aber kann man der Medizin, die in diesem architektonisch so schönen Bau bezapft wird, nur mit größtem Mißtrauen gegenüberstehen. Rudolf Steiner selbst sprach für die Mediziner immer nur in Bildern: das Krebswachstum beschrieb er als „deplazierte Sinnesorganbildung“, die Migräne als „Verdauungsprozeß im Nerven“. In Bildern, so sagte der Meister von Dornach, werde das Reich des Lebens erschaut, im Zusammenhang mit dem Geseh der Metamorphose, der steten Formenverwandlung, nicht mit Maß und Zahl begriffen.

Ob aber diese Bilderprache den Mediziner weiter bringt und seine Einsicht in die Prozesse des Lebens wahrhaft vertieft erscheint mehr als zweifelhaft: viel eher sieht zu befürchten, daß der junge, phantastische Arzt, der nach Steinerschen Prinzipien zu praktizieren versucht, den dornenreichen Weg exakter Forschung bald hinter sich lassen wird, um sich ungehemmt in den Gefilden einer lockenden Bilderwelt zu verlieren. Dr. Lily Herzberg.

Die Befreiung Hilde Fernleitners

Ein Wiener Roman
von Paul Burgstaller

(62. Fortsetzung.)

Hilde sprach drängend und sehnlich. „Also ... Schwester ... Kollegin ... Braut ... wie heißen Sie denn?“

„Hilde.“
„Schwester Hilde ... treten Sie ein!“
Er füllte, unaufhörlich schwärmend, die Amtspapiere aus, nahm die Dokumente Hildens in Empfang, wies ihr ihr Zimmerchen an, übergab ihr mit der Gebärde eines Palatins einen weißen Mantel, und nachdem sie noch verlangt hatte, sich gründlich zu waschen — „Sehen Sie, grad drauf hab' ich vergessen.“ tief gemüthlich der Doktor — konnte sie endlich in den Saal eintreten, in dem Wagner lag, abgemagert, mit fieberigen Augen, die aus dem erhellten Gesicht leuchteten.

Er sah auf Hilde wie zu einer ungeschulichen, erdenbürtigen Bifflon, rührte sich nicht, sprach kein Wort, sah und sah und wortete wohl, daß diese Erscheinung gleich einem Wolkengebilde zersähe. Aber sie blieb auf der Erde, kam sogar näher und legte ihm eine reale menschliche, kühlende Hand auf die Stirne.

„Wofür — erkennst du mich?“
„Hilde!“
Es war ein Ausruf, in dem Erlaunen, Huldigung und unendliches Glück zusammenklangen.

Mit aller Anstrengung nahm er die Hand, die noch immer auf seiner heißen Stirne lag, und führte sie zum Munde.

„Also, damit du dich nicht innerlich vor Neugierde zerwuzelst ... gestern hab' ich durch Zufall oder durch Himmelsfügung ... wie man will, erfahren, daß du hier und krank bist. Nun bin ich da als Schwester Hilde, also als deine Borgefährte, und jetzt beginnt das normale Spitalleben, bis du gesund wirst und dich und mich aus der Gefangenschaft hier befreist.“

Wagner lächelte und versuchte sich aufzurichten.

„Bist ...“
Jetzt begann wirklich das normale Spitalleben. Das Krankenzimmer Wagners war klein, aber die Fenster sahen auf ein freies Feld hinaus, auf dem der Frühling seine Spuren zeichnete. In anderen Zimmern lagen noch ein Jgauer, der auch Typhus hatte, ein Kind mit einer Diphtheritis und schließlich ein schwerer Tuberkulöser, der vierstundentlang hustete und dessen Keuchlaut schon von der Krankheit ergriffen war. Um diese vier Menschen mußte sich Hilde kümmern. Es war gar kein leichter Dienst, der ihr auch nicht immer für Wagner mehr Zeit ließ, als es der Spitaldienst erforderte. Sie ganz allein mit noch einer Nachschwester und der Doktor „Lindwogel“, wie man den Schwäger in der ganzen Stadt nannte, das war das Personal des kleinen Krankenhauses.

Wagner hatte einen sehr schweren Typhus, wozu noch kam, daß er sehr abgemagert und schlecht ernährt war, aber seine Jugend und seine Stärke, sein junges Herz, das weder Alkohol noch Tabak jemals geschmeckt hatten, ließen alle Hoffnung zu.

Der Doktor Lindwogel war, wenn man durch seine Eigenheiten nicht ermüdet wurde, im Dienste und außerhalb des Dienstes ein gemüthlicher Herr, mit dem man gut zusammenarbeiten konnte. Er protegierte Hilde und um ihrerwillen auch Wagner.

„Ist er wirklich Ihr Bräutigam?“ fragte er alle paar Tage blinzeln ... „Vor Gott und den Eltern versprochen?“ ... Oder nur so ... und so weiter?“

„Warum sollte er denn nicht mein Bräutigam sein?“ fragte Hilde, die auf alle seine Indispositionen und Unarten einging.

„Na ja, Sie ... ein nobles Fräulein, Studentin aus Wien, er ein Arbeiter ... was? Gärtnergehilfe und so weiter ... ein fecher Bursche, ganz gewiß ... scheint auch intelligent zu sein ... Na, das werden wir erst sehen, bis er vom Fieber weniger teppert sein wird ... Aber Schwester Hilde und der Gärtnergehilfe Alfons Wagner, so steht's in seinen Dokumenten — wie kommen denn die zusammen?“

„Nacht wahr! Was diese Welt für Wunder hat, Herr Doktor!“
Hilde hielt es nicht der Mühe wert, sich mit ihm in lange Diskussionen einzulassen. Das bißchen freie Zeit, das sie hatte, verbrachte sie am Krankenbett Wagners. Der überwand alle Kräfte, besiegte die Möglichkeiten aller Komplikationen, glitt an allen Gefahren, die ein Typhus bot, vorbei.

Am letzten Apriltag sah er, jetzt bleich und müde, in einem Krankenzimmer am Fenster, und Hilde konnte ihm sagen: „Ach frau' mich, daß du grad am ersten Mal wieder auf sein wirst.“

„Ja, am ersten Mal, an dem ich dich zum erstenmal gesehen habe. Das ist für mich ein Doppeltag.“

Hilde mußte über den Doppeltag lachen. „Eigentlich ein Tripeltag, denn ich bin ja auch daran beteiligt, da hab' ich ja auch dich kennengelernt.“

„Am ersten Mal ... der Umzug wird heuer wieder schön sein ... Ob wohl der Drobauer wieder vorliest ...“

„Umzug und Kinderlieder ... die roten Falken marschieren. Die Jüge durchdringen sich ... und lösen sich ... Der Abend ist besonders schön ... die Menschen sind festlich und gut gelaunt ... vom Wandern und Singen müde ...“

So saßen die beiden und dachten, in der Stille des kleinen Spitalzimmerchens, vor dessen Fenster sich grünender Wein rankte und weiterhin sich blühende Feiden erstreckten, an den schönen Wiener ersten Mai, der ihnen in festlicher Erinnerung war.

Die Jugendkraft Wagners hatte gesiegt. Zusehends wurde er in seinem Schritt fester, in seinem Aussehen voller. Der Doktor sagte eines Tages:

„Na, dank der Schwester Hilde ... Hi ... Hi ... Hilde sind Sie draußen aus der Lebensgefahr ... aber drinnen im Spital ... möchten Sie nicht schon bald aus dem Spital ... und so weiter ... und draußen sein?“

„Aber sehr gern, Herr Doktor, wenn Sie es erlauben.“

„Na, der Schwester Hilde erlaub' ich's nicht gern, nur dem Wagner. Es war doch eine schöne Zeit, so, wann S' einen Tee gemacht haben ... und man hat Ihnen zuhören können.“

„Also, Herr Doktor, fangen S' an, sich um eine Nachfolgerin umzusehen!“

„Nachfolgerin ... Unsere Anstalt besteht nur aus Nachfolgerinnen ...“

Der Doktor wurde ganz elegisch. Aber Wagner und Hilde freuten sich, bald herauszukommen. Sie gingen im kleinen Spital-

gärtchen spazieren oder saßen vor dem Fenster in Wagners Zimmer und schmiedeten Pläne.

Ob sie wohl durch dieses Abenteuer ein halbes Universitätsjahr verlieren würde?

„Ach was,“ meinte sie, um Wagner zu beruhigen, „ich denk' mir halt, ich wär' an irgendeinem Universitätsstandal beteiligt und bin auf ein halbes Jahr relegiert worden. Wä' auch nicht verbienslicher gewesen, als daß ich dich gesundgepflegt hab'.“

Und was nun Wagner anfangen würde? Daran war nicht zu denken, daß er jetzt in die Arbeit gehe, erst müsse er sich vollständig erholen.

Wagner lächelte: „Du red'st schon, als ob ich ein Bourgeois geworden wär'. Bei uns ist das anders: man stirbt im Spital oder man geht aus dem Spital in die Arbeit.“



Hilde reprimierte: „Komisch, daß du, wenn es sich um Ideen handelt, voraussichtst, und wenn es um Tatsachen geht, um einige Scherzhaue zurück bist.“

Wagner wollte antworten, aber Hilde ließ es nicht zu: „Jawohl, in mancher Beziehung. Muß ich dich die neue Zeit lehren? Heut' gibt's Erholungsheime und Rekonvaleszentenhäuser und Kolonien. Du kommst in eine Kolonie!“

Wagner war doch zu schwach, als daß er sich in lange Diskussionen einlassen konnte, und das benützte Hilde, um fortzureden. „Jawohl, in deine ungergehlige Kärntner Kolonie, wo die Junge war. Und ich geh' mit; Kinder gib't dort und genug Arbeit, das ist die Hauptsache.“

Aber auch über die Rekonvaleszenz Wagners hinaus zeichneten sie sich den Weg vor, den sie nunmehr gemeinsam gehen wollten. Gemeinlich, das war jetzt so selbstverständlich, daß sie darüber gar nicht mehr sprachen. Hilde setzte sich, endlich in ihrem Studium so weit zu kommen, daß sie mit der Kinderheilstunde beginnen könne. Das war, wenn sie Glück hatte und diese Leibniz'sche Episode unbemerkt blieb, in einem Jahr. Darauf freute sie sich, denn das stand fest, daß sie nur Kinderärztin sein würde, und zwar womöglich in einem Spital oder in einer größeren Wiener Anstalt. Ja, wenn sie Glück hätte, so wär' es schön, in so einem blühenden Beld, in dem alles für die Proletarierkinder herrschaftlich gerichtet war, mitarbeiten zu können.

„Ganz gewiß wird's so sein,“ sagte sie unbekümmert. „Ich hab' ja Glück.“

Schwieriger stand es mit Wagner. Der stand an einem Wendepunkt seines Lebens. Auch er hatte eine Sehnsucht, Lehrer zu werden, Volksschullehrer in einem Vorstadtbezirk, wo er mit den Kindern die Eltern erzähle und praktische Arbeit leisten könnte. Aber wie in diese Laufbahn einlegen?

„Das ist doch sehr einfach,“ sagte Hilde, „du studierst.“

„Natürlich,“ lachte Wagner, „und leb' inzwischen von der Luft.“

„O nein, sondern von meiner Arbeit. Ich geh' natürlich weiter Stunden ...“

„Zwischen zehn Uhr nachts und sechs Uhr früh, nicht wahr?“

„Wä' keine üble Idee, aber die Schillerinnen sind ja faul und sind um diese Zeit nicht zu haben. Aber zwei Stunden lassen sich am Tage schon hineinschwindeln.“

„Und du meinst, ich werd' mir das gefallen lassen?“

„Ich werd' dir's halt nicht sagen.“

„Und ich werd' mich von dir aushalten lassen?“

Hilde suchte ihm lebhaft die Rückständigkeit seiner Begriffe zu beweisen, als der Doktor eintrat.

„Aber schauen Sie, wenn Sie sich nicht verirren, warum bleiben Sie beisammen ... und so weiter? Sehen Sie auseinander, Herr Wagner, und das Fräulein bleibt da. Ich hab' Ihnen nämlich ankündigen wollen, daß ich eine neue Schwester g'funden hab'. Aber wenn S' wollen, verlier' ich sie gleich wieder ... wird mir nicht leid tun ...“

Hilde sprang auf: „Also frei?“

„Wie g'fragt, wenn S' mit Ihrem Bräutigam nicht harmonisieren ... ich schmeiß ihn hinaus und laß Sie nicht weg ... und so weiter ... mit Ihnen zu plaudern ist ja ein Genuß.“

Hilde versicherte dem komischen Herrn, daß sie sich schon mit dem Bräutigam wieder versöhnen werde, und daß sie noch Zeit habe, sich darum zu kümmern.

Also frei! Die Freiheit war, so überraschend gekommen, daß sie dafür noch nichts vorgesorgt hatten.

„Stehst du,“ sagte Wagner, „das ist eben Arbeitlos. Mit seinem Känzel in der Hand vor dem Tor stehen, wenn man das Spital verläßt, und nicht wissen, wohin.“

„Aber ich steh' ja neben dir und ich führ' dich,“ antwortete Hilde.

„Wer führt die anderen?“

Wenn Hilde nicht weiter wußte, so wußte sie doch immer einen Ausweg: sie schrieb an Tante Hedwig. Es war ein aufrichtiger und vorlässiger Brief, ein beherzter und schlichter Brief, ein Brief der Geständnisse und der Bitte ... So ist es nun einmal, Tante Hedwig, das alles hab' ich angestellt: ich hab' mich in den schönen, starken, selbstbewußten und zukunftsrahen Jungen verliebt, hab' um selbetwillen die Universität verlassen und werd' ganz gewiß ein halbes Schuljahr verlieren und hab' schon alle Privatstunden verloren. Ich hab' die Mutti getränkt, mehr, als aus ihren Briefen herauszulassen ist. Ihr alle, du und der Großvater, werdet mir gewiß böse sein. Jetzt steh' ich da. Alfons ist noch schwach und von der schweren Krankheit in seinem Willen getroffen. Meine Ersparnisse, das bißchen Gehalt, das ich hier bezogen und von dem ich fast gar nichts ausgegeben habe. Aber das alles macht nichts, wenn ich nur wüßte, was Alfons jetzt anfangen soll.“

Die Antwort der Tante Hedwig war ein Telegramm: „Kommt her nach Bregenz!“

Daran hatte Hilde nicht gedacht, daran hatte sie nicht zu hoffen gewagt.

„Hab' ich dir g'fragt, daß ich Glück hab'? Es geht alles kamplos und nach Wunsch.“ Sie zeigte das Telegramm.

(Fortsetzung folgt.)

WAS DER TAG BRINGT.

Am Deutschen Wesen ...

„Ein großer Geist“ hat aufgehört zu schmerzen. „Dichter“ Klau und ist tot. Man widmet Menschen immer den Nachruf, der ihnen zusteht; in diesem Sinne bedauern wir also keineswegs, daß Klau und (Alfred Henckle) aus dem Leben geschieden ist ... Nun hat der Tod eine gute Tat vollbracht. Man würdigt Dichter meist erst nach ihrem Tode, von Klau und aber wird das deutsche Volk in einigen Jahren gar nicht, oder höchstens mit Verachtung sprechen. („Westdeutscher Beobachter“, Hiltterblatt in Köln.) Kommentator überflüssig, nur niedriger hängen!

Der Segen geht durch den Hut.

Einer unserer ältesten Leser erzählt uns das folgende wahre Geschichtchen: In meinem Geburtsort Untergröningen in Württemberg war ich in der Lehre als Tischler. Im Jahre 1867 wollte sich mein Lehrgefesse verheiraten. Es fiel allgemein auf, daß er beim Betreten der Kirche und auch während der Zeremonie keinen Zylinderhut nicht abnahm. Nach der Trauung mußte er den Pfarrer aussuchen, um ihn für seine Tätigkeit zu bezahlen. Der Pfarrer fragte ihn: „Warum haben Sie Ihren Hut nicht abgenommen?“ Hierauf der Bräutigam: „Vor der Segen gut, dann ist er auch durch den Hut gegangen.“ Der Pfarrer gab sich damit zufrieden; er war nämlich nach einem anderen Dreie verheiratet worden, und diese Trauung war seine letzte Amtshandlung in seinem bisherigen Wirkungsbereich. Ob der Segen auch wirklich gewirkt hat, ist leider nicht bekannt geworden.

Tragödie im Irrenhaus.

Ein braver kleiner Elektrotechniker führte in dem psnischen Städtchen Rabom ein heilsames Dasein. Er genoß das Leben, so gut man es in Rabom eben genießen kann — bis er sich eines Tages heftig verliebte und auch sofort, nach Rabomer Brauch, heiratete. Aber ach, die Frau war ihm nicht treu — was so in Rabom alles vorkommt! — und während er in fremden Wohnungen die elektrischen Leitungen untersuchte, probierte sie in seiner eigenen Wohnung einen Wechselstrom besonderer Art mit dem Lokalrichter von Rabom aus. Dem armen Elektrotechniker blieb das lange Zeit verborgen und bisweil er andere Leute fleißig mit

Vlicht versorgte, ging ihm erst viel später das Licht auf. Elektrotechniker, der er war, blieb ihm nur ein Ausweg: Kurzschluss. Scheidung. Die Frau wußte ein, da der Dichter sie heimzuführen versprochen, und der arme Mann zog, um ihr Glück nicht mitanzusehen zu müssen, in das Nachbarstädtchen. Aber er hörte auch dort nicht auf, seine Frau zu lieben und die Trennung verwirrte die seinen Drüsen in seinem Hirn. Er wurde gekieskrank, mittelbige Beule brachten den Verlassenen in eine Anstalt.

Was es nun die so vielgerühmte irdische Gerechtigkeit; war es der sich zum zweitenmal erweisende Einfluß der Ehebrecherin, war es die bei einem Manne, der in Rabom Dichter sein wollte, nicht vorausgerichtete Gemütsveranlagung — kurz, das Schicksal wollte es, daß auch der zweite Mann gekieskrank wurde. Auch er wurde in eine Anstalt übergeführt, und zwar in die gleiche, in der schon der arme Elektrotechniker seine trüben Tage verbrachte. So lebten sie beide unter einem Dache stumpflich dahin, ihren Wahnsinnsphantasien nachgehend, bis eines Tages, auf dem Spaziergang im Anstaltshof, im tranken Hirn des Elektrotechnikers beim Anblick des früheren Nebenbuhlers zahlreiche Bämpchen der Erinnerung aufblühten. Er schrie markerschütternd auf, stürzte sich auf seinen Leidensgefährten, verkrachte seine Hände in dessen Hals und würgte so lange, bis jener wie leblos zu Boden fiel. Der eine bekam die Zwangsjacke, obwohl die Tat, die er begangen, nur von seiner Zurechnungsfähigkeit zeugte, der andere wurde aus Sicherheitsgründen in eine andere Anstalt gebracht. Man verständigte von dem Zwischenfall die Frau, doch soll sie nur wenig Ergriffenheit zur Schau getragen haben.

Der Kampf gegen den Krebs in Dänemark.

Dänemark ist das Land, das wohl den größten Prozentsatz an Krebskrankungen zu verzeichnen hat. Jede achte Person der Bevölkerung fällt dieser grauenhaften Krankheit zum Opfer. Jetzt will man den Kampf gegen den Krebs großartig organisieren. Die dänische Kerkerschaft ruft deshalb zur Gründung eines Millionenfonds auf und erwartet, daß jeder Einwohner ein Prozent seiner Einnahmen für diesen Fonds abgeben wird, so daß auf 3 Millionen Kronen zu rechnen sei.

